

VORWORT zum Buch „Mütter - alleinstehend in der DDR“ von Gabi Pertus

Welche Aufmerksamkeit kann ein Buch mit diesem Titel erlangen ? Wer wird sich dafür interessieren ? Und warum begibt sich die Autorin in ein solch ein spezielles Feld ?

Zwanzig Jahre nach dem Untergang des ostdeutschen Staates „Deutsche Demokratische Republik“, nach der einzigartig friedlichen Revolution der DDR-Bürger und DDR-Bürgerinnen, ist es nicht nur bezeichnend zurückzuschauen und sich zu erinnern, sondern es stellt sich immerfort die Frage nach Lebensmodellen – insbesondere für die Frauen.

In der Jahrtausende langen Vorherrschaft des Patriarchats und seiner fest gefügten Gesellschaftsstrukturen haben nichtangepaßte Frauen immer wieder den Weg in ihre Selbstbestimmtheit erträumt, gesucht und sich aufgemacht, diese zu erkämpfen. Die erste Frau, die sich nachweislich für uneingeschränkte gleiche Rechte zwischen Mann und Frau einsetzte, war die Französin Olympe de Gouges. Sie musste für ihren Mut - wie viele andere Frauen zuvor - mit dem Leben büßen und wurde 1793 geköpft.

Im 19. Jahrhundert solidarisierten sich die Frauen zunehmend: es entstanden die ersten Frauenvereine und –verbände auch in Deutschland. Die Interessen des weiblichen Geschlechts wurden öffentlich in Forderungen der Männerdomäne gegenübergestellt, zuweilen mit radikalen Methoden wie von den englischen Suffragetten.

Der konstruktive Dialog gelang teilweise im 20. Jahrhundert, z.B. mit der Durchsetzung des Wahlrechtes auch für Frauen. Die Frauenbewegung hatte fundamentale Erfolge erkämpft, bis sie der Nationalsozialismus zurück in das Heim, an Herd und Kinder verstieß.

In den Anfangsjahren der DDR entwickelte sich ein neues, sozialistisches Frauenleitbild als Gegensatz zu dem westdeutschen, wo die traditionelle Rolle der Frau mit erzieherischen, sozialen und helfenden Funktionen zwar verändert, aber generell aufrechterhalten blieb. Frauen in der DDR waren aus ökonomischen Gründen gefragt, gefordert und umworben: die Arbeit galt neben der Ideologie als wichtigstes Kernstück im Realsozialismus. So wurde die Frauenemanzipation von „oben“ verordnet und die vollendete Abschaffung der Ungleichheit zwischen den Geschlechtern auf dem VIII. Parteitag der SED 1971 verkündet. Durch politische Gesetze und Maßnahmen und deren Umsetzung gewann die Frau auch tatsächlich ihre soziale und wirtschaftliche Unabhängigkeit vom Mann und dadurch ein gewachsenes Selbstbewußtsein, fand sich jedoch in einer Doppelbelastung gegenüber Beruf und Familie wieder. Außerdem sah die sozialistische Lebensweise in der Ehe und Familie eine Einheit, sodaß die berufstätige Ehefrau und Mutter die Normalität darstellte.

Zunehmend nabelten sich Frauen ab und verließen die vorgefertigte Schablone. Ganz bewusst entschieden sie sich aus ihrer ökonomischen Selbstbestimmtheit heraus, allein mit ihrem Kind oder ihren Kindern zu leben. Sie bildeten zwar die Ausnahmen im gesellschaftlichen Gefüge, galten aber nicht als außenstehend, sondern erfuhren Sonderregelungen, z.B. bei Qualifizierungs- und Weiterbildungsmaßnahmen für ihre Berufstätigkeit. Seit den 70-er Jahren waren deutlich ein Geburtenrückgang (sicher auch der Vergabe der Antibabypille und der Legalisierung des Schwangerschaftsabbruchs zuzuschreiben), eine Verringerung der Eheschließungen und ein Anwachsen der Scheidungszahlen, überwiegend von den Frauen ausgehend, zu verzeichnen. Die Akzeptanz des daraus folgenden Lebensmodells alleinstehender Mütter war unausweichlich, denn auf die Arbeitskraft Frau konnte nicht verzichtet werden. Bis Ende der 80-er Jahre lag die Beschäftigungsquote der Frauen im Alter zwischen 16 und 60 Jahren bei fast 92 Prozent.

Es wäre allerdings trügerisch, daraus zu schlussfolgern, die Gleichstellung zwischen Mann und Frau hätte real stattgefunden, denn die DDR war eine Diktatur und an den Schaltstellen der Macht nach wie vor patriarchalisch geprägt.

Weshalb einige Frauen sich stark gemacht haben für ihren ungewohnten Weg außerhalb der Ehe des sozialistischen DDR-Alltags und welche Erfahrungen sie dabei durchlebten, ist eindrucksvoll in diesem Buch geschildert. Die Autorin ist ihren 25 Interviewpartnerinnen aus unterschiedlichen sozialen Schichten sehr nahe gekommen. Sie hat damals selbst als alleinstehende Mutter mit einem Kind die Besonderheit ihres Lebensentwurfes gespürt, sich aber niemals „verlassen“, existenziell gefährdet oder gar diskriminiert empfunden. Das Besondere spiegelte sich in ihrem neuen Selbstvertrauen und Stolz wider.

Alleinstehend zu sein, bedeutete schlechthin, ohne Ehemann zu leben. Die Kinder tagsüber in Kinderbetreuungseinrichtungen, wie Kinderkrippe, Kindergarten und Schulhorte, abzugeben war überwiegend selbstverständlich, um dann der beruflichen Tätigkeit nachzugehen und damit die ökonomische Existenz abzusichern.

Alleinerziehend können die Mütter deshalb auch nicht genannt werden. Sie fühlten sich in hilfsbereite Freunde- und Familienkreise gut eingebettet. Außerdem waren Staat und Partei allgegenwärtig. Erst Anfang der 80-er Jahre bildeten sich alternative Frauengruppen, z.B. in kirchlichen Kreisen, die sich auch von der staatlichen Bevormundung freimachen wollten.

In diesem Buch findet eine vergleichende Bewertung der Lebensformen von verheirateten und unverheirateten Frauen: welche leichter oder schwieriger zu gestalten war, bewusst nicht statt. Die Institution Ehe wird hier nicht in Frage gestellt – dies geschieht zwar zunehmend im privaten Bereich, ist aber gegenwärtig in der öffentlichen Diskussion noch nicht populär.

Durch die Schilderungen auch aus der nachträglichen Perspektive auf die Lebensbilder der Frauen gelang es, einen bedeutungsvollen Abschnitt der Frauengeschichte alleinstehender Mütter aus den 40 Jahren der sozialistischen Gesellschaftsphase in Deutschland aufzubewahren und damit die Ideale eines selbstbestimmten Lebens wachzuhalten.

Viola Harder

Rostock, im März 2010